

Anne Hashagen

LESE-
PROBE

Fucking Famous

Wie ich zu
einer Million Followern
*kam und dabei unendlichen
Spaß hatte.*

Roman

solibro



1. Jöricke, Frank: Mein liebester Onkel, mein kleinkrimineller Vetter und der Rest der Bagage. Solibro Verlag 1. Aufl. 2007
ISBN 978-3-932927-33-1 / gebundene Ausgabe
ISBN 978-3-932927-36-2 / Broschur-Ausgabe
eISBN 978-3-932927-53-9 (epub)
2. Barski, Klaus: Prügel für den Hausbesitzer
Tatsachenroman eines Immobilienspekulanten
Solibro Verlag 1. Aufl. 2012; ISBN 978-3-932927-48-5
eISBN 978-3-932927-52-2 (epub)
3. Barski, Klaus: Sweet Florida Keys. Abenteuerroman
Solibro Verlag 1. Aufl. 2014; ISBN 978-3-932927-78-2
eISBN 978-3-932927-89-8 (epub)
4. Barski, Klaus: Lebenslänglich Côte d'Azur. Roman
Solibro Verlag 1. Aufl. 2018; ISBN 978-3-96079-049-5
eISBN 978-3-96079-050-1 (epub)
5. Barski, Klaus: Exil Ibiza. Roman
Solibro Verlag 1. Aufl. 2018; ISBN 978-3-96079-051-8
eISBN 978-3-96079-052-5 (epub)
6. Usch Hollmann / Markus Böwering: Wasserschloss zu vererben.
Ein Münsterlandroman
Solibro Verlag 1. Aufl. 2018; ISBN 978-3-96079-055-6
eISBN 978-3-932927-92-8 (epub)
7. Barski, Klaus: Der Frankfurter Spekulant.
Solibro Verlag 1. Aufl. 2022; ISBN 978-3-96079-002-0
eISBN 978-3-932927-92-8 (epub)
8. Hashagen, Anne: Fucking Famous – Wie ich zu einer Million Followern kam und dabei unendlichen Spaß hatte.
Solibro Verlag 1. Aufl. 2024; ISBN 978-3-96079-112-6
eISBN 978-3-96079-113-3 (epub)

Anne Hashagen

Fucking Famous



Wie ich zu
einer Million Followern
kam und dabei unendlichen
Spaß hatte.

solibro



Nichts ist realer als nichts.

Samuel Beckett

*To the wild bunch of thoughts, the happy band of misfitting dreams
and crazy ideas instilled in my heart and soul and to those who never
gave a dead rat's ass and celebrated the absence of any fucking care with
the warmth only the wings of a dragon can provide.*

(Hiob 41: 19)

Prolog

Auf dem Rand meines Bierglases landet eine Fliege, verharret kurz, putzt sich die Flügel, versenkt ihren Rüssel in einem Schaumrest. Ich bin zu träge sie wegzuscheuchen. Fassbier scheint nicht ihr Ding zu sein, sie hebt ab und lässt sich auf der Jugendstil-Deckenleuchte nieder. Messing-Halterung mit floralem Ornament, mundgeblasen und früher bestimmt mal opalweiß. Damals in den 20er Jahren. Im Lampenschirm liegen Reste toter Fliegen. Ich schließe die Augen. Außer mir ist kein Gast in der Kneipe. Es riecht nach Verwesung und Buletten. Es reicht, Lotte. Wie lange bist du schon hier? Du hast Bier noch nie gemocht. Geh nach Hause. Hier isst niemand Buletten, was hier stinkt, musst du sein. Wie lange hast du nicht geduscht? Ganz ehrlich, du bist eine Schande für dich selbst, Lotte, auch wenn das jetzt ohnehin jemand anderes ist.

In dem Moment spüre ich einen Luftzug am Rücken. Die Tür geht auf. Helle Stimmen, aufgekratzt, eindeutig alkoholgeschwängert. Ein Haufen Jugendliche. Ich fasse es nicht. Was für eine einfallslose Generation. Tragen unsere 90er-Jahre Klamotten und behaupten das sei neu, hören ABBA, weil ihre eigene Hiphop-Scheiße grauenhaft ist, und jetzt okkupieren sie auch noch Berliner Uralt-Kneipen, weil das seit Neuestem als kultig gilt.

Ich hebe die Hand und gebe dem Kellner hinter der Theke ein Zeichen, dass ich zahlen will. Nichts wie raus hier.

Es dauert länger als gedacht, bar geht nicht, denn ich finde nur noch ein paar Cent in meiner Tasche, und das Kartenlesegerät hakt. Neben mir steht jetzt einer der Jugendlichen.

Baggy Pants, NIKE-Treter, sponsored by Mutti, blonde Haare, vorne lang, hinten kurz, halb ins Gesicht gekämmt. Backstreet-Boys für Arme.

Der Bengel schaut auf das Kartenlesegerät und grinst mich an.

»Probleme mit der Technik?«

Ich sage nichts, tippe nochmal meine Geheimzahl ein. Jetzt funktioniert's. Der Kellner reicht mir den Beleg.

Der Bengel steht immer noch da. Ich greife meine Jacke und drehe mich zum Gehen. In dem Moment reißt der Bengel die Augen auf.

»Sag mal, bist du nicht diese Dings?«

Das hat mir jetzt noch gefehlt.

Zwei besoffene Mädchen nähern sich der Theke.

»Diese Dings? Was für eine Dings?«

Die eine steht jetzt vor mir. Pimkie-Jeansjacke, zu viel Drogerie-Schminke, Harley-Quinn-Frisur. Ich versuche noch den Kopf zu senken, dass mir Haare ins Gesicht fallen, aber es ist zu spät.

»Neee! Geil, das ist diese Hohenfeld-Tante!«

Jetzt steht eine Traube Jugendlicher um mich rum.

»Voll lit, ey, wie abgefahren!«

Ich ziehe meine Jacke an und tue so, als wäre ich nicht gemeint.

Einer der Bengel zückt sein Smartphone und drängelt sich neben mich.

»Ein Selfie bitte!«

Jetzt werde ich sauer.

»Sag mal, hakt's bei dir? Pack die Möhre weg.«

»Hihi«, kichert das Harley-Quinn-Mädchen, »hat sie gerade Möhre gesagt?«

Der Bengel mit dem Smartphone hebt die Hände:

»Ok, Boomer, schon gut. Kein Selfie. Das triggert dich voll, was?«

Entgeistert starre ich ihn an.

»Boomer? Hast du mich gerade Boomer genannt?«

»Ja klar«, zuckt der Bengel die Schultern, »du bist doch über Vierzig? No front, Lady.«

Ich fasse es nicht.

Ich schiebe die Mädchen, die vor mir stehen, zur Seite und gehe Richtung Tür. Jetzt gilt es Ruhe zu bewahren. Bloß keine Hektik anmerken lassen. Ich habe alles unter Kontrolle. Was nur so halb stimmt, denn ich merke die drei Bier in den Beinen.

»Die Alte ist ja völlig lost«, höre ich jemanden sagen, dann fällt die Kneipentür hinter mir zu. Gott sei Dank.

Scheiße, es regnet. Auf ein Über warten geht jetzt nicht, ich muss dringend weg hier, sonst folgt mir das GenZ-Pack noch. Einfach verschwinden. Ich fange an zu laufen.

Ich merke, wie ich immer schneller werde. Hinter mir höre ich Stimmen, es könnten Jugendliche sein, vielleicht irre ich mich aber auch. Umdrehen geht nicht, ich muss weg. Das Haar klebt mir im Gesicht, noch zwei Straßen, dann kommt der Kollwitzplatz. Um den Pfützen auszuweichen, verfallende ich in so eine hüpfende Schrittfolge, es muss ziemlich bescheuert aussehen, wie wenn Mr. Bean auf einem unsichtbaren Steckenpferd durch Berlin galoppiert.

Plötzlich merke ich, dass meine Beine nachgeben. Verdammte, ich strauchle. Im nächsten Moment braunes Pfützenwasser vor meiner Nase. Ich stütze mich mit den Händen auf, scheiße, das tat weh. Ich merke einen sauren, leicht beißenden Geruch in der Nase. Mühsam beginne ich mich aufzurappeln, meine Hose ist komplett nass. Ein verwahrloster Alt-Junkie lehnt neben mir an der Hauswand und grinst mich zahnlos an.

Angewidert strecke ich meine Hände von mir weg, denn ich weiß jetzt, was daran klebt: frisch Erbrochenes. Ich fühle, dass mir gleich schlecht werden wird. Aber bevor das passiert ...

... macht es »Klick«. Ich schaue reflexhaft hoch ... und nochmal »Klick«, ein Smartphone-Blitz blendet mich, jemand fotografiert mich.

»Sag mal, hat die Kotze im Gesicht?«

Helles, jugendliches Gelächter folgt.

»Die ist echt mega cringe, die Alte!«

Aber halt, hier muss ich kurz unterbrechen. Nicht, dass ein falscher Eindruck entsteht. Das hier ist nicht das Ende der Geschichte. Und auch nicht der Anfang. Welche Heldin wird bitte gleich zu Beginn ihrer Reise gedemütigt? Na also. Um zu verstehen, was hier abgeht, gehen wir also lieber ganz zum Anfang zurück. Irgendwie habe ich das Bedürfnis, all das hier zu erklären. Der geneigte Leser soll verstehen, wie sich gewisse Dinge entwickelt haben. Ist nicht Bekenntnisliteratur auch gerade angesagt? Man lässt komplett die Hosen runter und fungiert quasi als Seismograph, um generelle Entwicklungen sichtbar zu machen. Oder so ähnlich.

In eine missliche Situation wie diese zu geraten, ist ganz und gar nicht meine Art. Ich meine, hallo, eigentlich bin ich ein ganz normaler Mensch. Zumindest war ich das mal. Ehrlich. Und zwar noch vor anderthalb Jahren.

Kapitel 1

Der Tag, an dem ich beschloss berühmt zu werden, war ein Samstag.

Nachmittags hatte es geregnet, dann kam die Sonne raus. In den Müllhaufen in Neukölln gedieh eine neue Pilzsorte, die Jahre später scherzhaft von Studenten »Berliner Schimmel« genannt werden sollte, und am Abend spiegelten sich in den Pfützen erleuchtete Wohnungsfenster, hinter denen mit veganem Curry gegen Existenzschmerz angekocht wurde. In der Stadt war nichts los, und falls doch, wusste man nichts davon oder war nicht eingeladen. Ein Abend, an dem Alkohol zu Hause die beste Option war.

Wir saßen in Tessas Wohnzimmer, dem größten Raum ihres Lofts in der Brunnenstraße, ich auf der Fensterseite ihrer riesigen Ledercouch. Ich nippte an einer Bloody Mary, meiner dritten glaube ich, und Olga, eine von Tessas Assistentinnen, ein androgynes Wesen mit Nasenpiercing, stand am DJ-Pult, im Begriff, eine Scheibe von Erasure aufzulegen. Tessa hatte das Pult aus dem Nachlass eines Techno-DJs erworben und gleich dazu seine ganze Plattensammlung. Die thronte nun nach Farben einsortiert auf Regalen, die sich an den unverputzten Backsteinwänden in die Höhe zogen.

Auf dem Couchtisch vor uns in der Mitte thronte, irgendwie verloren, Tessas handbemalter Keramik-Aschenbecher. Die Farben schon blass und leicht abgeblättert, ein Erinnerungsstück von Tessas polnischer Großmutter, das hier stand, solange ich Tessa kannte, das wohl schon mehrere Umzüge mitgemacht hatte, und an dem sie offenbar hing. Inmitten des ultramodernen Industrial Chics des Lofts wirkte der Ascher seltsam deplatziert, wie ein kitschiges, stets mit Kippen gefülltes Fragezeichen, das irgendwie

auf eine vergangene Zeit in Tessas Leben hinwies, näheres aber im Dunkeln ließ.

Mir gegenüber auf der Couch saß Tessa. Ein Stück neben ihr ein mittelalter, bulliger Typ mit rundem Gesicht und raspelkurzen Haaren in Lederkluft, der in einer Zeitschrift blätterte. Und zwar in einer BUNTE, was irgendwie skurril aussah. Bei Tessa waren oft skurrile Leute zu Gast, sie kamen, und sie gingen wieder. Dieser war ein Kumpel aus Tessas Bikerverein. Oder ein Türsteher vom KitKat-Club. Ich hatte es schon wieder vergessen.

»Und ich sage dir nochmal, Lottchen: Der Teufel scheißt auf den größten Haufen!«

Eigentlich heiße ich Lotte. Jeder nennt mich so. Außer Tessa. Hatte sie gerade »scheißt« gesagt? Seit bestimmt einer Stunde und einer nun halb leeren Wodkaflasche versuchte sie mir die Mechanismen der Medienwelt näherzubringen, von denen ich, wie sie feststellte, keine Ahnung hatte. Das Thema ermüdete mich. Wir hätten ausgehen sollen, aber jetzt war es spät und ich zu träge.

»Sagt wer? Nietzsche?«

Tessa sah mich an, wie man ein Reh anschaut, das man im Wald mit verstauchtem Knöchel vorfindet. Wehrlos, bedürftig. Im Grunde lebensunfähig.

»Lottchen, Lottchen«, seufzte sie. Und zündete sich eine Zigarette an.

Tessa ist, das sollte ich hier kurz erwähnen, die beeindruckendste Person die ich kenne. Wegen ihres Intellekts und auch ihrer Optik. Beides geht bei ihr quasi eine perfekte Symbiose ein. Wer eine Vorstellung haben will, sie ähnelt der Partnerin von Keanu Reeves im Film Matrix: Carrie-Anne Moss oder so ähnlich heißt die. Kurze schwarze Haare, ein ernstes Gesicht, die perfekte Römernase. Ich bin mir recht sicher, dass sie das weiß. Jeder hat diesen Film gesehen, oder? Vielleicht deswegen habe ich mich nie getraut, ihr das zu sagen. Es wäre zu profan.

Tessa sah mich immer noch an.

»Du weißt wirklich nicht, was ich damit meine? Der Teufel scheißt auf den größten Haufen?«

»Ich mag es nicht, wenn du Fäkalausdrücke verwendest«, sagte ich. Mich ärgerte das Schulmeisterhafte an ihrem Tonfall.

»Denn wer da hat, dem wird gegeben werden, und er wird die Fülle haben. Wer aber nicht hat, dem wird auch, was er hat genommen werden«, erklärte Tessa.

»Matthäus Evangelium. Kapitel 25.«

Entgeistert starrte ich den Typ in Lederkluft neben Tessa an, der weiter in seiner Zeitschrift blätterte. Seit wann waren Altrockers bibelfest?

»Korrekt«, nickte Tessa ihm zu und zog an ihrer Zigarette, »man nennt es den Matthäus-Effekt. Ein Begriff aus der Soziologie. Die Reichen werden reicher, die Erben werden zu Gründern und die Berühmten werden berühmter. Kurzum, The Winner Takes It All.«

»Jaja, mag alles sein. Aber was hat das jetzt mit mir zu tun?«

»Du willst doch ein großes Werk schreiben?«

Ich nickte unbestimmt.

»Beschwerst dich ständig, dass niemand dein Buch liest.«

»Ich beschwere mich nicht.«

»Du hast dich vor fünf Minuten noch beschwert.«

Ich spürte Ärger in mir aufsteigen. Sie hatte natürlich recht. Das Thema ließ mich nicht los. Vor sechs Monate war mein erstes Buch bei einem gar nicht mal so kleinen Berliner Verlag erschienen. Vor ein paar Tagen hatte dieser die erste Abrechnung geschickt. Das Ergebnis würde für zwei- oder dreimal Essengehen reichen. Im Borchardt definitiv nur für zweimal.

»Allein der Titel deines Buchs. Viel zu bieder!«, erklärte Tessa und nahm einen weiteren Zug, »da muss mindestens ein »Fuck« rein. Am besten zwei.«

»Ich bin nicht Charlotte Roche. Ich schreibe nicht über Hämorrhoiden, und ganz sicher nicht über Analspülungen!«

»Das ist schade«, stellte Tessa fest.

»Wer bin ich denn?«, ereiferte ich mich, »ich will von der F.A.Z. rezensiert werden, ich will nicht ins Big Brother-Haus!«

Tessa lachte, »kein Mensch liest dein Buch, und weißt du warum? Weil du nicht bekannt bist.«

»Manche Bücher werden durch die F.A.Z. bekannt«, sagte ich trotzig.

»Ach ja? Das möchte ich bezweifeln. Heute zählen Viralität, Memes, Hypes, Fame!«

Tessa stand auf und kam zu meiner Couchseite. Sie setzte sich neben mich.

»Wir leben im Spätkapitalismus, Lottchen. Ein unendliches Angebot steht einer begrenzten Nachfrage gegenüber. Nur Aufmerksamkeit hat noch einen Wert. Verstehst du das? Wer die einmal hat, bekommt immer mehr und kann damit alles Mögliche erreichen. Der Teufel schießt auf den größten Haufen. Dein Haufen ist zu klein.«

Tessa grinste. Im Grunde wusste ich, dass sie recht hatte. Sie sah mich an, ihr Blick hatte etwas Liebevolleres. Tessa stand auf Frauen. Ob sie auch auf mich stand, vermochte ich nicht abschließend zu beurteilen. Ich denke, sie sah in mir eher ein persönliches, drolliges Projekt, das ihren Beschützerinstinkt, ihre Neugier und vielleicht ihren Ehrgeiz weckte. Irgendwann hatte ich sie beleidigt gefragt, ob sie mich denn gar nicht heiß fände. Sie hatte gelacht und den Kopf geschüttelt: »Nein, Lottchen, und weißt du warum? Weil du was Besonderes bist.« Daran dachte ich immer mal wieder, und wenn ich daran dachte, spürte ich eine unbestimmte innere Wärme und Freude. Vermutlich gibt es nichts Besseres im Leben, als etwas Besonderes in den Augen eines sehr besonderen Menschen zu sein.

»Die Leute wünschen sich, dass es eine gerechte Ordnung gibt. Irgendein heiliges, kosmisches System, in dem Erfolg denen zusteht, die ihn verdient haben. Aber da gibt es nichts. Einfach nichts.«

Tessa lächelte und strich mir über den Kopf. Ich betrachtete ihre dunklen Augen und dachte für einen Moment, dass sie mit diesem Nichts irgendetwas zu tun hatte. Die Strippenzieherin des Nichts? Die Masterplanerin hinter Chaos, Kontingenz und dem schwarzen Loch jenseits unserer Existenz? Und war diese Instanz nicht im Grunde der Teufel? Aber ich war zu müde, dem Gedanken weiteren Raum zu geben.

»Lottchen, wir kriegen das hin«, Tessa griff mein Glas, leerte es und stand auf, »hiermit beschließe ich: Du wirst berühmt.« Sie sah mich an.

»Aber du musst es auch wollen. Willst du?«

Ich sah sie an. Und seufzte. Was gab es noch zu sagen? Ich nickte.

Kapitel 2

Ich hatte Tessa in einer Bar kennengelernt. Und zwar in Pankow, wo weder sie noch ich normalerweise unterwegs waren. Eine Affäre hatte soeben mit mir Schluss gemacht. Ein gar nicht mal schlecht aussehender Typ der Sorte aufstrebender Schauspieler, der sich von mir an seine Mutter erinnert fühlte. Angeblich kritisierte ich wie sie ständig an ihm herum. Zurecht fand ich, bei einem Haschkonsum von fünf Tüten pro Tag. Da seine bescheidene Bude in Pankow war, hockte ich nun dort in dieser Bar und trank einen Daiquiri an der Theke. Zum Runterkommen und um den Ärger darüber runterzuspülen, dass ich diesem Kerl, den außer seines gut definierten Oberkörpers am Ende nur seine linksintellektuelle Weinerlichkeit ausgezeichnet hatte, den Triumph des Schlussmachens überließ. Tessa stand irgendwo auf der anderen Seite der Bar. Sie trug eine schwarze Lederjacke, darunter ein weiß-blaues Marineshirt. Bei jedem anderem hätte es nach Möchtegern-Jean-Paul-Gaultier ausgesehen, bei ihr verströmte es reine Coolness.

Offenbar hatte ich ihr Interesse geweckt, denn sie kam zu mir rüber.

Sie setzte sich neben mich, zündete sich eine Zigarette an, bestellte einen Wodka-Shot, prostete mir damit zu und lächelte:

»Kummer-Saufen in Pankow?«

Ich ärgerte mich, dass diese seltsam attraktive Frau mich derart schnell durchschaut hatte.

Betont gelangweilt zuckte ich mit den Schultern:

»Tinder-Affäre.«

»Geht vorbei«, stellte Tessa fest.

»Wie ein Furz im Universum.«

Warum ich das jetzt gesagt hatte, weiß ich auch nicht mehr. Es war mir direkt peinlich. Andererseits stimmte es irgendwie, und schließlich bin ich studierte Philosophin. Arthur Schopenhauer wäre stolz auf mich gewesen.

Wir schwiegen einen Moment.

»War's wenigstens gut?«

Ich überlegte kurz.

»Es war das erste Mal, dass ich nach dem Sex geheult habe.«

»Ach ja?« Ihre Neugier flaute merklich ab.

Ich nahm mein Glas und leerte es.

»Ja. Diese unglaubliche Jämmerlichkeit des menschlichen Geschlechtsakts. Das war heftig.«

Von da an waren wir Freunde.

Dass besagte Affäre ein beeindruckend großes, bestes Stück gehabt hatte, so groß, dass es mir einmal tatsächlich die Tränen in die Augen trieb, erwähnte ich nicht.

Den restlichen Abend unterhielten wir uns darüber, ob in ferner Zukunft künstliche Intelligenz der Menschheit den Stecker ziehen würde, ob das Fermi-Paradoxon wirklich stimmte und ob Kim Kardashian eine dumme, fette Planschkuh oder ein mega sexy Superbrain sei. Zwischendurch überlegte ich, ob es irgend etwas gab, mit dem ich Tessa von mir beeindrucken könnte, aber mir fiel nichts ein. Das ärgerte mich, aber es ließ sich nicht ändern. Ich beschloss, zu sein wie ich war. Wenn man weiß, dass jemand sich nicht manipulieren lässt – und diese Frau neben mir ließ sich definitiv nicht manipulieren –, kann man die Show auch einfach unterlassen. Das befreit. Was gab es zu verlieren?

Gegen ein Uhr, als ich gerade darüber philosophierte, ob ein tiefliegender Schuldkomplex mich dazu trieb, Affären mit lebensuntüchtigen Künstlern einzugehen, war ich so betrunken, dass ich fast vom Barhocker kippte. Tessa bugsierte mich in ein Taxi, und ich übernachtete bei ihr auf der riesigen Ledercouch.

Ich habe nicht gezählt, wie oft ich seitdem auf dieser Couch übernachtet habe. Tessa schaffte für mich eine extra warme Alpakawolldecke an. Und Dior-Plüschhausschuhe. Schließlich sei ich ihr Lottchen. Und ein Lottchen braucht's gemütlich.

Tessa war in allem mein Gegenteil. Was an mir hell und weich war, war an ihr dunkel und streng. Da wir einander optisch in nichts ähnelten, war zu vermuten, dass sich auch unser Innerstes fundamental unterschied. Selbst wenn ich mit ihr bis in die Nacht gelacht und gequatscht hatte, war ich mir unsicher, ob ich Tessa wirklich kannte. Das Entscheidende jedoch war, dass Tessa beschlossen hatte, mich als ihr Lottchen zu adoptieren. Direkt an jenem Abend in der Bar in Pankow, und sie hatte diesen Beschluss seitdem nicht mehr revidiert. Ich hatte ihren Eignungstest bestanden, und obgleich ich nicht das Gefühl hatte, sonderlich originell oder geistreich performt zu haben, war Tessa da und blieb es. Das erstaunte mich. Es verwirrte mich. Und es machte mich glücklich.

Bei manchen Männern hatte ich mich sexy, unwiderstehlich oder cool gefühlt, bei Tessa fühlte ich mich liebenswert. Ein Wort, das man viel zu leicht dahinsagt. Es wert sein, geliebt zu werden. Die Jahre des Datings waren anstrengend gewesen, energiezehrend und ernüchternd. Ich brauchte eine Zuflucht vor der Welt. Und die war Tessa.

Tessa war IT-Beraterin. Ihr Loft und ihr Lebensstil ließen keinen Zweifel daran, dass sie darin erfolgreich war. Allerdings war die Berufsbezeichnung eine Untertreibung. Tessa verstand sich aufs Hacking. Hier muss man natürlich unterscheiden zwischen sogenannten White Hats, die legal agieren und Black-Hats, bei denen man das nicht unbedingt behaupten kann. Offiziell war sie selbstverständlich ersteres, d. h. half beim Aufdecken von Sicherheitslücken in Netzwerken und beriet Firmen in IT-Fragen. Sie hatte mal fürs Fraunhofer Institut gearbeitet und sogar das Innovation Lab einer Polizeibehörde beraten. Ein Fernsehredak-

teur rief regelmäßig an und gab ihr Aufträge, die darin bestanden, irgendwelche Krimis auf fachliche Korrektheit zu überprüfen. Tessa liebte Herausforderungen. Und im Grunde war klar, dass diese Art von Herausforderungen ihr nicht genügten. Ich wusste, dass sie einmal ein Jahr in Rumänien verbracht hatte, worüber sie sich konsequent ausschieg. Zu ihrem Bekanntenkreis gehörte ein Gründungsmitglied des Chaos-Computer-Clubs, einige Schauspieler und auch ein paar Gestalten, die eher windig als illuster waren.

Besonders zu sein war bei Tessa keine Haltung, sondern ein Wesenszug. Manchmal glaube ich, dass sie glücklicher war als alle anderen. Eine diebische Freude, über den Dingen zu stehen, zu wissen, dass sie die Kontrolle hatte. Worüber auch immer. Vielleicht deswegen fühlte ich mich bei ihr vollkommen sicher. In meiner Fantasie sah ich sie mal mit weißem, mal mit schwarzem Hut – wie eigentlich jeder spannende Mensch neben einer netten eine böse Seite in sich trägt. Kein Wunder, dass die meisten CEOs Psychopathen-Eigenschaften aufweisen. Wer nicht wenigstens ein bisschen böse ist, wird ein ziemlich durchschnittliches Leben führen.

Aber kommen wir zurück zu Tessa und mir. Sie hatte natürlich recht: Seit ich klein war, wollte ich etwas Großes erschaffen. Es ging mir dabei weder ums Reichwerden noch das Erklimmen irgendeiner Karriereleiter. Mir schwebte das Ideal der Klassik vor, das »Wahre, Schöne und Gute«. Ich gebe zu, es klingt vermessen. Ich erinnere mich, dass ich als Sechsjährige ein neues Schreibheft eröffnete, das ich mit »Die Reise des Bären« betitelte. Mit erhabenem Eifer und Lamy-Füllfederhalter machte ich mich in Schönschrift daran, der Welt ein großes Werk zu schenken. Nach Seite drei fiel mir nichts mehr ein. Die Frustration des Scheiterns war heftig. Genauso meine Versuche am Klavier, als ich mich anschickte, dem kleinen Mozart gleich ein eigenes Musikstückchen